

Markus Inama

# Einen Atemzug über mich hinaus

Mein Weg  
zu den Jesuiten  
und in die  
Sozialarbeit



TYROLIA



Markus Inama

# **Einen Atemzug über mich hinaus**

Mein Weg  
zu den Jesuiten  
und in die  
Sozialarbeit

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

*„Für Gott ist nichts weit.  
Und man braucht nicht zu befürchten,  
dass er am Weltende den Ort nicht findet,  
wo er mich auferwecken soll.“  
Augustinus<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup> Augustinus, Bekenntnisse, Reclam, Stuttgart 2017, S. 242.

*Gewidmet allen,  
die ihre Lebenszeit, ihre Kontakte,  
ihre Geld- und Sachspenden für Menschen  
in ganz schwierigen Situationen einsetzen und so  
ihre Spielräume zum Guten hin nützen.*

# Inhalt

Vorwort . . . . .	11
Wo zieht es dich hin? <i>Meine Reise nach Amerika</i> . . . . .	15
Erkenne deine Talente! <i>Kindheit und Jugend</i> . . . . .	47
Entwickle Alternativen und hole dir Rat! <i>Die Suche nach meiner Bestimmung</i> . . . . .	71
Wo wirst du gebraucht? <i>Zwei Jahre bei den Obdachlosen Wiens</i> . . . . .	81
Sei ehrlich zu dir selbst! <i>Hineinwachsen in den Jesuitenorden</i> . . . . .	101
Bring Kopf und Bauch zusammen! <i>Ausbildung in Australien</i> . . . . .	121
Traue dich, zu entscheiden, lerne aus den Erfahrungen und vertraue! <i>Wiedereinstieg in die Sozialarbeit</i> . . . . .	141
Was aus meinen Träumen wurde . . . . .	157
Nachwort . . . . .	163
Dank . . . . .	165

## Vorwort

Schon einmal hatte ich einen Versuch unternommen, einen tagebuchartigen Reisebericht, den ich aus einer Laune heraus vor über dreißig Jahren im Altpapier entsorgt hatte, aus meinem Gedächtnis zu rekonstruieren. Der Versuch scheiterte, weil es mir nicht gelang, mich in das Lebensgefühl eines späten Teenagers hinein-zudenken.

Nachdem ich 2018 wieder nach Wien übersiedelt bin, begegnete ich bei einer Veranstaltung einer Liebe aus meiner Jugendzeit. Ich unterhielt mich gerade, als mir eine Frau vorgestellt wurde, die ich kurz bemerkt, aber nicht weiter beachtet hatte. Ich fiel aus allen Wolken, als ich ihr in die Augen schaute. Wir umarmten uns. Im Nachhinein wunderte ich mich darüber, dass ich sie nicht sofort erkannt hatte. Im Anschluss an die Ausstellung setzten wir uns in kleiner Runde in ein Café. Sie saß neben mir. Abgesehen von einigen grauen Haarsträhnen hatte sie sich nicht verändert. Ihre Stimme klang noch wie früher. Wir trafen uns danach noch zwei Mal.

Die Begegnung wühlte mich auf und ließ mich nicht so schnell wieder los. Ich begann niederzuschreiben, was ich empfand, und entdeckte plötzlich Anknüpfungspunkte an die Zeit als Teenager. Die Träume und Sehnsüchte, die mich damals zu meiner Reise in die USA inspirierten, waren auf einmal wieder ziemlich konkret.

Dazu kam, dass ich kurze Zeit später durch die Corona-Maßnahmen mehr Zeit zum Nachdenken hatte, als mir lieb war. Das Schreiben wurde, neben den wenigen Aktivitäten in unserer zwölköpfigen Jesuitenkommunität und den regelmäßigen Online-Sitzungen mit meinen Kolleginnen und Kollegen von den Concordia-Sozialprojekten in Osteuropa, mehr und mehr zu

einer willkommenen Abwechslung. Es tat gut, angesichts der Ungewissheit, welche die Pandemie mit sich brachte, in Gedanken Abenteuer zu erleben, von denen ich wusste, wie sie enden werden. Mein Bewegungsspielraum in der Realität beschränkte sich auf den ersten und zweiten Wiener Gemeindebezirk. Die Welt, in der ich mich schreibend bewegte, reichte von Australien über Nord- und Mittelamerika bis in die Türkei und die Republik Moldau.

In einem Artikel habe ich gelesen, dass Kleinkinder Worte, die sie vor einer Erkrankung nicht verwendet hatten, nach ihrer Genesung in ihren aktiven Wortschatz integriert hatten. Meine Erfahrung in der Corona-Pandemie, sowohl andere betreffend als auch mich selbst, spiegeln das wider. Die Pandemie förderte Erlebnisse zu Tage, die ich glaubte, vergessen gehabt zu haben, und ich nahm mir die Zeit, sie in Worte zu fassen. Mal waren es kleine und unscheinbare Dinge, mal Großes und nahe am aktuellen „Weltgeschehen“, mal Schönes, mal Schweres, dann wieder ein Hindernis oder ein Umweg, unerwartete Wegweiser und überraschende Begegnungen.

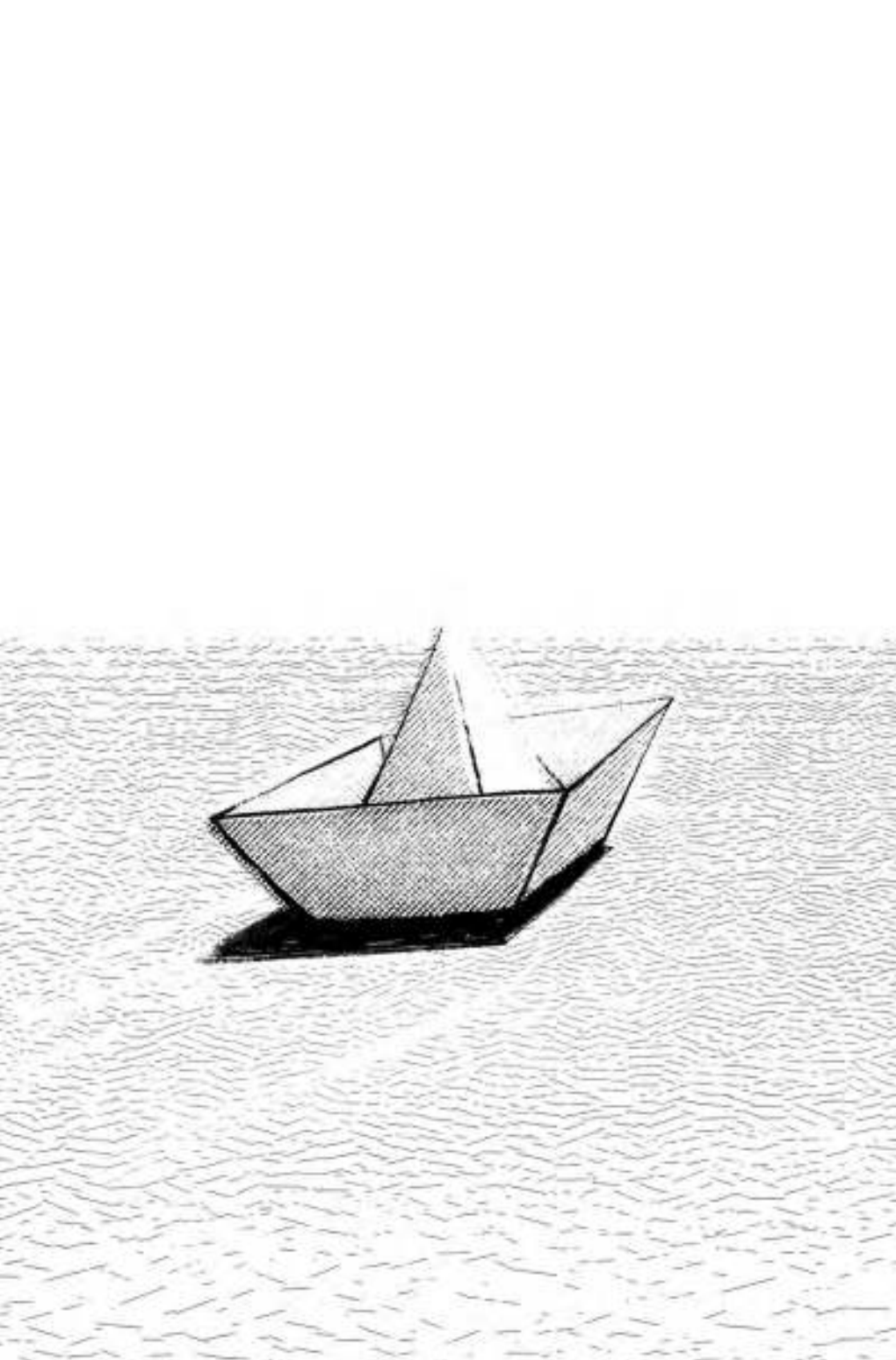
Wenn ich mit Menschen ins Gespräch komme, werde ich oft gefragt, wie ich auf die Idee gekommen bin, in einen Orden einzutreten. Meistens bleibt zu wenig Zeit für eine ausführliche Antwort. Immer wieder musste ich mir eingestehen, dass ich die Frage selbst nicht beantworten konnte. Das vorliegende Buch ist ein Versuch, mich ehrlich und geradeheraus mit dieser Frage auseinanderzusetzen. Es würde mich freuen, wenn Sie durch meine Geschichte inspiriert werden, der Frage Ihrer persönlichen Berufung nachzugehen.

Vor einigen Jahren entwickelten zwei Jesuiten einen Ratgeber<sup>2</sup>, der sieben Schritte aufzählt, die beim Treffen von Entscheidungen hilfreich sein können. Ich hatte den Ratgeber bei Einkehrtagen für junge Menschen verwendet und stellte fest, dass sich die Schritte mit bestimmten Phasen meines Lebens verbinden ließen und sich als Überschriften für meine biografischen Aufzeichnungen eignen. Die Reise nach Amerika, die ich mit zwanzig Jahren unternahm, um mir einen Jugendtraum zu erfüllen. Oder mein Engagement für Menschen am Rand der Gesellschaft, die mir das Gefühl geben, dass ich mit meinen Fähigkeiten etwas Positives bewirken kann. Oder die Spiritualität der Jesuiten, die mir hilft, Herz und Hirn zusammenzubringen.

Wenn ich auf Reisen bin und etwas Aufregendes erlebe, kommt mir automatisch der Gedanke, dass ich das Erlebte am Ziel meiner Reise einem Freund oder einer Freundin erzählen werde. Wahrscheinlich habe ich als Kind vermittelt bekommen, dass Menschen ein offenes Ohr dafür haben, was ich an Schönem oder Schwierigem erlebt habe. Umgekehrt werde ich durch Erlebnisse, die andere mit mir teilen, motiviert, mich aufzumachen, etwas Ähnliches oder Neues zu versuchen. Dieses Buch kann, so hoffe ich, beitragen, den Blickwinkel auf das eigene Leben zu weiten, und vielleicht sogar Mut machen, Neues oder lang Ersehntes anzupacken und auszuprobieren.

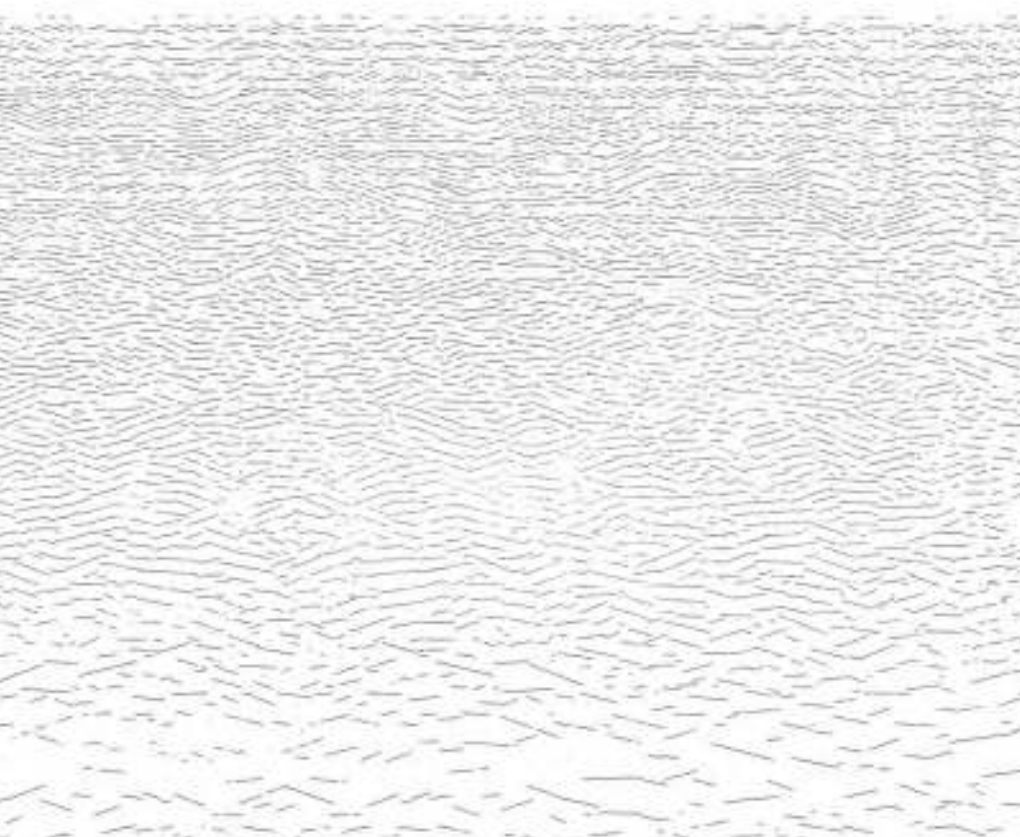
---

2 Johannes Herz, Workshop „Entscheiden“, Theo-Tag, Salzburg, 06.02.2013.



# Wo zieht es dich hin?

Meine Reise nach Amerika



Nimm dir Zeit, deine Träume und Wünsche anzuschauen!

Ich liebe es, unter Menschen zu sein. Trotzdem brauche ich hin und wieder Zeiten für mich, um auf meiner inneren Suche weiterzukommen und die tiefste Sehnsucht und die tiefsten Wünsche in meinem Leben zu entdecken.

Die Reise in die USA, die ich im Jahr 1983 als Zwanzigjähriger unternahm, war für mich ein Ausbrechen aus einer Welt, die mir zu eng geworden war, und der Versuch, Frustrationen und Verwundungen, die ich während meiner Schulzeit erlebt hatte, hinter mir zu lassen. Die Musik und die Filme, die mir geholfen hatten, die schwierigen Schuljahre zu überbrücken, kamen zum überwiegenden Teil aus den USA. Meine Lieblingsszene im Film *Einer flog über das Kuckucksnest* war, als der „stumme“ Häuptling am Ende des Streifens einen Spültisch aus der Verankerung reißt und aus dem Fenster der psychiatrischen Anstalt wirft. Die vergitterten Fenster zerbersten und der Weg in die Freiheit steht offen.

Als ich meinem Vater erzählte, dass ich in die USA reisen möchte, meinte er nur, dass er nichts dagegen habe, das Geld müsse ich mir aber selbst verdienen. Nachdem ich das Startkapital beisammen und bei einer Billigfluglinie ein Ticket gekauft hatte, meinte mein Vater, dass ich nach zwei Wochen ohnehin wieder zurückkommen werde. Dass dieses Szenario nicht so unwahrscheinlich war, wurde mir bald nach meiner Ankunft in den USA bewusst.

Beim nächtlichen Landeanflug auf Los Angeles staunte ich über die Ausdehnung der Stadt. Soweit das Auge reichte, sah ich nur beleuchtete Straßenzüge. Einer der Kofferträger, der bei der Ge-

päckausgabe stand, musste mich sofort als Greenhorn erkannt haben. Er schnappte sich meine Reisetasche und trug sie zum Taxi. Die Freude über die Hilfsbereitschaft währte nur kurz. Ich ärgerte mich, wie geschickt mir das Geld aus der Tasche gezogen wurde. Bevor ich ins Taxi stieg, war meine Geldbörse schon um fünf Dollar leichter. Ich verbrachte eine Nacht in einer Jugendherberge in Hollywood. Die Idee, allein mit einem Auto quer durch die Staaten zu reisen, verwarf ich, nachdem ich in den Zeitungen vergeblich nach billigen Gebrauchtwagen gesucht hatte.

Ich nahm den Bus Richtung Norden. Meine erste Anlaufstelle in San Francisco war ein Mitschüler meines Vaters, der in jungen Jahren in die USA ausgewandert war. Er wohnte mit seinem Partner in einem Hochhaus mitten in San Francisco. Für eine Nacht konnte ich bei ihnen bleiben. Danach kam ich bei einer Vorarlberger Studentin unter, die in San Francisco als Au-pair arbeitete. Solange ihre Familie auf Urlaub war, durfte ich in einem der leerstehenden Zimmer schlafen. In einem Restaurant an der Van Ness-Avenue kam ich mit einer jungen Kellnerin aus Slowenien ins Gespräch. Sie stellte mich dem Chefkellner vor, bei dem ich mich als Tellerwäscher bewarb. Am nächsten Abend rief ich wie vereinbart im City-Café an und ich bekam den Job. Ich konnte als *Buzzboy* beginnen, was so viel wie Hilfskellner bedeutet. Nach ein paar Tagen Einarbeitungszeit wurde ich zum Kellner befördert und vorwiegend für die *Graveyardshift* (Nachtschicht) eingeteilt. Der Inhaber des City-Cafés hieß Sam. Er war ein ruhiger und sehr freundlicher Mann um die fünfzig und stammte aus dem Irak. Er hatte noch ein zweites Restaurant, das angeblich sehr gut laufen sollte. Gelegentlich war er in der Küche des City-Cafés anzutreffen. Bei meiner ersten Schicht als Kellner gab er mir ein paar grundlegende Tipps. Zum Beispiel, dass ich mein Gesicht nicht

mit meinen Händen berühren soll oder dass ich vor den Gästen nicht essen darf. Mir halfen auch ein paar Handgriffe, die ich mir von meinem jüngeren Bruder abgeschaut hatte, der die Hotelfachschule absolvierte. Mit dem Kommunizieren tat ich mich schwer. Ich war zuvor noch nie im englischsprachigen Ausland gewesen. Mein Schulenglisch war eher auf den technischen Bereich ausgerichtet. Es gelang mir nur langsam, meinen aktiven Wortschatz zu erweitern. Manchmal fielen mir die einfachsten Worte nicht ein. Dann wusste ich im ersten Moment nicht, was ein Gast meinte, als er sich beschwerte, dass ein *Cockroach* (Kakerlake) aus seinem Salat gekrochen sei. Ich musste den Koch um Hilfe bitten, der sich entschuldigte.

In San Francisco waren viele Gastbetriebe während der Wintermonate schlecht ausgelastet und kämpften ums Überleben. Es wurde Personal mit wenig Vorkenntnis und ohne Arbeitserlaubnis eingestellt. Ich war nicht der einzige. Für zwei Wochen gehörte ein junger Mann aus dem Irak zu unserem Team. Während seiner Schicht, vor allem dann, wenn es hektisch wurde, verschwand er für einige Zeit auf die Toilette. Er hatte ein Drogenproblem, ich glaube, es war Kokain. Nachdem er öfter ein Chaos hinterlassen hatte, musste er wieder gehen.

Inzwischen war die Au-pair-Familie zurück aus dem Urlaub und ich musste das Zimmer räumen, das ich für eine Woche bewohnt hatte. Die Bekannte aus Vorarlberg vermittelte mich an eine ihrer Freundinnen, die am Stadtrand von San Francisco in einem kleinen Häuschen wohnte. Sie hatte einen Hund, der mir anfangs großen Respekt einflößte. Der Boxer und ich gewöhnten uns aber erstaunlich schnell aneinander. Er erkannte mich, wenn ich in der Früh um 7 Uhr aus der Nachtschicht zurückkam und mit dem Schlüssel, der in einem mit Sand gefüllten Blumentopf

versteckt war, die Tür öffnete. Ich schlief in einer Nische auf einer Matratze. Bettwäsche brauchte ich keine, weil ich meinen Schlafsack dabei hatte. Den Weg ins Stadtzentrum legte ich mit dem öffentlichen Bus zurück, was sehr zeitaufwändig war. Nach einer anstrengenden Nachtschicht schlief ich einmal auf der Fahrt ein und wachte erst auf, als der Bus am Umkehrplatz eine Pause machte.

In meiner Freizeit lernte ich die verschiedenen Stadtteile San Franciscos mit ihrem je eigenen Flair kennen: Little Italy, Russian Hill und Fisherman's Wharf. Am besten gefiel mir China-Town. Dort fand ich dank meines Reiseführers Lokale, in denen es gutes und preisgünstiges Essen gab. Einmal spazierte ich über die Golden Gate Bridge bis zum Städtchen Sausalito, wo ich in einer Buchhandlung von einer jungen Frau angequatscht wurde. Mir war neu, dass Buchhandlungen beliebte Orte sind, wo Frauen nach Männern Ausschau halten und wahrscheinlich auch umgekehrt. Wir verabredeten uns in einem Lokal in der Nähe des Broadway-Tunnels zu einem Konzert der Band *Spyro Gyra*. Dabei blieb es aber auch. An meinen freien Abenden zog es mich öfter ins *Rolands*, ein Jazzlokal in Gehdistanz zum City-Café. Der Mittelpunkt der Hausband war der Saxophonist, der in einem bequemen Sessel saß und eine große Ruhe ausstrahlte. Die Leichtigkeit und Beschwingtheit seines Spiels standen im Gegensatz zu seiner Leibesfülle. Ich genoss die Musik und die entspannte Atmosphäre. Auch meinen Geburtstag feierte ich dort.

Jemand erklärte mir, dass in den USA die Kälte des Winters weiter in den Süden reicht als in Europa, weil es keine Gebirgsketten gibt, die wie die Alpen von Westen nach Osten verlaufen und kalte Strömungen aus dem Norden abmildern. Ob diese Erklärung meteorologisch stichfest ist, weiß ich nicht. Ich hatte mir

den Winter in San Francisco definitiv wärmer vorgestellt. Weil ich mehr und mehr Nachtdienste übernahm und die Sonne am Nachmittag, als ich aufstand, schon wieder untergegangen war, erlebte ich die Stadt praktisch ohne Tageslicht. Die vielen obdachlosen Menschen stachen mir ins Auge. Zum Beispiel ein Mann, der trotz der kalten Temperaturen barfuß vor einem Café stand und um Wechselgeld bettelte. Oder die *Shopping-Bag-Ladies*: Frauen, die umringt von prall gefüllten Einkaufstaschen, in denen sich ihre ganze Habe befand, in den Hauptverkehrsstraßen saßen. Mit ihren schmutzigen Mänteln, ihren dicken Wollmützen und ihrem verfilzten Haar waren sie inmitten der Taschen kaum auszumachen. Diese traurigen Gestalten bildeten einen Kontrapunkt zur Geschäftigkeit und zum Glanz der Großstadt. So komisch es klingt, irgendwie gaben sie dieser Millionenstadt ein menschliches Gesicht.

Die Abende vor meiner Nachtschicht verbrachte ich gerne in der siebzehnstöckigen Eingangshalle des *Embarcadero Center*. Ich beobachtete die gläsernen Aufzüge, die die Hotelgäste in die oberen Etagen beförderten. Es war Advent und auf einem Klavier wurden Weihnachtslieder gespielt. Mich in der Halle aufzuhalten, ohne im Hotel zu wohnen oder in einem der Shops oder Cafés etwas konsumieren zu wollen, sondern ganz einfach, weil es warm war, vermittelte mir ein eigenartiges Gefühl. Einerseits genoss ich die angenehme Atmosphäre, andererseits fühlte ich mich deplatziert. Ich fragte mich, ob sich obdachlose Menschen in dieser Stadt ähnlich fühlten und was sie veranlasste, in San Francisco zu bleiben. Vielleicht hatten sie hier ihr Glück versucht und waren gestrandet. Oder sie hatten ganz einfach keinen anderen Ort. Die Stadt bot Nischen, wo sie unterkommen konnten, sie fanden Möglichkeiten, sich etwas zum Essen zu beschaffen oder sich durch die

eine oder andere Tätigkeit – und sei's durch Betteln – ein paar Cent zu verdienen. Verglichen mit obdachlosen Menschen ging es mir gut. Ich wollte von meiner Heimat weg. Nun wurde mir bewusst, dass es gut war, einen Ort zu haben, an den ich zurückkehren konnte. Menschen, die auf der Straße lebten, hatten diesen Ort offensichtlich nicht.

Allzu lange konnte ich nicht in der wohligen Atmosphäre des *Embarcadero Centers* verweilen. Um 21 Uhr musste ich aufbrechen und die Nachtschicht antreten. Die Nächte im City Café waren in der Regel ruhig. Irgendwann nach 2 Uhr früh leerte sich das Lokal. Ich suchte mir auf der Speisekarte für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, auf der die teureren Sachen ausgespart blieben, ein Essen aus, das mir der Koch zubereitete. Danach war von ihm und dem älteren Herrn aus Indien, der sich in der Küche um das schmutzige Geschirr kümmerte, bis zum Morgengrauen nichts mehr zu sehen. Ich stellte im Radio einen Sender ein, der ruhigen Jazz spielte, und setzte mich an einen Tisch, von dem aus ich die Eingangstür im Blick hatte. Bei Gitarrenmusik von Will Ackerman oder Klaviermusik von George Winston ließ ich meinen Blick über die Straßen San Franciscos schweifen. In diesen ruhigen Momenten hatte ich ein wenig das Gefühl, dass mein Traum von einem Leben in Freiheit in Erfüllung gegangen war. Es gab aber auch Nächte, in denen aus unerfindlichen Gründen extrem viel los war – so, als ob sich ganz San Francisco im City-Café verabredet hätte – und ich mir die Beine aus dem Leib rennen musste. Für diesen Andrang waren wir personell völlig unterbesetzt. Trotzdem gelang es unserem Dreierteam, die Wünsche der Gäste einigermaßen zufrieden zu stellen. Einmal hat mich mein Chef noch zwei Tage später auf den Umsatz angesprochen, den wir in einer dieser hektischen Nächte gemacht hatten.

Gegen Ende der Nachtschicht war es meine Aufgabe, die Zutaten fürs Frühstück aufzustocken, damit diejenigen, die um 6 Uhr ihren Dienst begannen, aus dem Vollen schöpfen konnten. Für die Frühschicht wurde ich selten eingeteilt. Bei der Einschulung fielen mir die vielen verschiedenen Varianten auf, wie in den USA Eier zubereitet werden. Was *Scrambled Eggs* (Rühreier) sind, leuchtete mir ein, aber was *Eggs over easy* (Eier von beiden Seiten leicht angebraten) sein sollten, überstieg den engen Horizont eines Westösterreichers. Als sich die *Vienna Choir Boys* (Wiener Sängerknaben) für das Frühstück im City-Café ankündigten, wurde ich gebeten, auszuhelfen. Der Chor befand sich auf einer Tournee und wohnte im Hotel nebenan. Die Überraschung, in San Francisco von einem Österreicher bedient zu werden, war den Sängerknaben aber nicht anzumerken. Entweder waren sie zu müde, oder sie hatten noch nie einen Vorarlberger Hochdeutsch reden gehört.

Ich erzählte Cathy, einer Arbeitskollegin, von meiner unbefriedigenden Wohnsituation am Stadtrand. Sie meinte, dass ich bei ihr übernachten könne. Nach einem Nachtdienst holte ich den Zweitschlüssel bei ihr und bekam einen Einblick in ihre Wohnsituation. Sie hatte ein Zimmer in einer WG. Es gab eine kleine Küche, ein Bad und auf dem Flur stand ein Fernseher. Die Wohnung lag zwar eindeutig zentraler, aber ich fragte mich, wie das Teilen eines Zimmers mit einer Frau funktionieren würde. Ich fuhr in meine bisherige Unterkunft, packte meine Sachen zusammen, bedankte mich bei meiner Wohnungsgeberin und verabschiedete mich bei ihr und ihrem Hund. Als ich in der Wohnung von Cathy ankam, war sie nicht mehr da. Ich stellte meine Tasche neben die Kommode, das einzige Möbelstück im Raum, und packte meinen Schlafsack aus. Ich legte mich ans Ende der Matratze und schlief

ein. Die restlichen WG-Mitglieder, die ich nach und nach kennenlernte, waren alle Männer und kamen aus Asien. Sie teilten sich jeweils zu zweit ein Zimmer. Manchmal ergaben sich auf dem Gang oder in der Küche kurze Gespräche. Laut meiner Arbeitskollegin waren sie alle *gay* (homosexuell).

Cathy war noch nicht sehr lange in San Francisco. Von ihren Eltern und ihrer Familie erzählte sie nichts. Bevor sie in die Stadt gezogen war, lebte sie bei einem Ehepaar auf dem Land und bereicherte mit ihrer Anwesenheit das Intimleben des Paares. Und dann erzählte sie mir noch, dass das Kellnern im City-Café nicht ihr einziger Job war. Sie arbeite abends in einer Peepshow. Ich versuchte, mir die Überraschung nicht anmerken zu lassen. Cathy hatte in San Francisco auf dem Papier einen Mann aus Asien geheiratet, damit dieser in den USA leben konnte. Er bezahlte sie dafür. Sie wurden regelmäßig zu Interviews vorgeladen, bei denen die Behörden herauszufinden versuchten, ob es sich nicht um eine Scheinehe handelte. Manche der Vorbereitungsgespräche für diese Interviews bekam ich mit. Cathy und ihr „Mann“ sahen das ziemlich entspannt. Auch wenn Cathy und ich unterschiedliche Dienstpläne hatten, kam es immer wieder vor, dass wir uns das Bett teilten. Ihr Deo roch nach Kokosöl. Eines Abends, als sie nach der Spätschicht nach Hause kam und sich neben mir ins Bett legte, hörte ich, wie sie sagte: „Nimm diesen blöden Schlafsack weg!“ Ich ließ mir nichts anmerken und tat so, als ob ich schlafen würde.

Nachdem sich die Wohnungskollegen bei Cathy beschwerten, dass ich Dauergast in der WG war, musste ich zum fünften Mal, seit ich in San Francisco war, die Wohnung wechseln. Diesmal kam ich bei Denise, einer neuen Arbeitskollegin, unter. Denise finanzierte sich mit dem Job als Kellnerin ihr Studium. Sie wurde

auch von ihren Eltern unterstützt. Die beiden Frauen, mit denen sie zusammenwohnte, studierten ebenfalls. Eine kam aus Russland, die andere war aus Süd-Kalifornien. Die Wohnung war geräumig. Ich schlief im Wohnzimmer auf einer Rollmatratze. Als ich später einmal in der internationalen Jugendherberge von San Francisco übernachtete und den Stadtplan studierte, in welchem Viertel eingezeichnet waren, die von Touristen besser gemieden werden sollten, sah ich, dass sich die Adresse von Denise in einem dieser gefährlichen Viertel befand. Mir war, während ich dort wohnte, nichts aufgefallen, außer dass ich einmal mitten in der Nacht durch eine lautstarke Auseinandersetzung unmittelbar vor unserer Haustür geweckt worden war.

Die anfangs gastfreundliche WG fand, dass ich doch nicht in die WG passte, nachdem ich eines Abends einen Joint, der die Runde machte, weiterreichte, ohne daran zu ziehen. Ich sei ein WASP. Das Wort verstand ich nicht, aber mir war gleich klar, dass es kein Kompliment war. Ich schlug im Wörterbuch nach. *WASP* ist die Abkürzung für *White Anglosaxon Protestant* (weißer angelsächsischer Protestant) und gleichbedeutend mit einem Spießler. Auf eine solche Reaktion war ich nicht gefasst. Ich hielt mich für tolerant, in den Augen meiner Wohnungskolleginnen war ich es scheinbar nicht. Valentina, Denises Mitbewohnerin aus Russland, die sich sonst eher im Hintergrund hielt, ging mein Quasi-Rauschmiss nahe. Sie lud mich auf einen Kaffee ein und brachte mich auf eine neue Idee. Sie erzählte mir von Mexiko. Dort sei es um einiges wärmer als im winterlich-kalten San Francisco und das Leben sei wesentlich billiger. Sie empfahl mir auch einen Reiseleiter, den ich mir gleich besorgte.

Nachdem ich den Wohnungsschlüssel am nächsten Tag abgegeben hatte, fuhr ich für eine Woche ins *Montara Lighthouse Hos-*

tel, eine Jugendherberge zwanzig Meilen südlich von San Francisco. Weil die Rezeption erst am Abend besetzt war, ging ich einen schmalen Steig zum Meer hinunter. Ich genoss das Schauspiel, das mir die Wellen boten, lauschte der Brandung und beobachtete die Möwen, die die Thermik ausnutzend in der Luft schwebten. Als ich wieder zurück zur Herberge ging, hatte ich den Eindruck, dass ich stundenlang so dagesessen war. Mit meinem Jugendherbergsausweis, den ich mir vor meiner Abreise in Österreich besorgt hatte, bekam ich beim Einchecken einen ermäßigten Tarif.

Es war ein eigenartiges Gefühl. Seit meiner Ankunft in San Francisco war es das erste Mal, dass ich wieder ein eigenes Bett hatte, auch wenn es genau genommen nur der untere Teil eines Stockbettes war. Das Wohnen bei Studentinnen und Arbeitskolleginnen in den vorhergehenden zwei Monaten war eine neue Erfahrung für mich. Im Lied *The Boxer* besingen Simon and Garfunkel einen Jugendlichen, der sich von zuhause aufmacht, um seine Träume anderswo zu verwirklichen. Er versucht, sich in einer Großstadt zurechtzufinden, verbringt Zeit auf Bahnhöfen, durchstreift die armen Stadtviertel, arbeitet für den Mindestlohn und wohnt in den billigsten Quartieren. Der Boxer wird als still und zurückhaltend beschrieben. Der einzige Ort, an dem er Zuflucht findet, ist bei Menschen, die sich selbst mit allen Mitteln über Wasser halten. Aus der Distanz wurde mir bewusst, wie großzügig meine Gastgeberinnen waren, obwohl sie selbst nicht viel hatten. Manchmal spürte ich, dass sie sich von mir mehr erwarteten – und damit meine ich nicht nur die Mitarbeit im Haushalt.

Das *Montara Lighthouse Hostel* war untertags geschlossen, so verbrachte ich viel Zeit am Meer oder bei Spaziergängen in der Umgebung. Ich genoss die Freiheit und Unabhängigkeit. Ich schrieb meine Gedanken in das Büchlein mit dem bunt gestreif-

„Lauf nicht davon!“, schreibt ein befreundeter Priester an Markus Inama, der als junger Mann nach seiner Bestimmung sucht. Und der Vorarlberger lässt sich auf die spirituelle Suche ein: Die WG in San Francisco gehört ebenso dazu wie das Wiener Obdachlosenheim und das australische Buschland. Mit 25 Jahren tritt der Autor in den Jesuitenorden ein und widmet sich der Sozialarbeit. Am bekanntesten ist sein Einsatz für die Straßenkinder im Rahmen der CONCORDIA Sozialprojekte in Bulgarien. Sehr persönlich und offen erzählt der Autor die Geschichte seines Lebens und trägt dazu bei, den Blickwinkel auf das eigene Leben zu weiten.

ISBN 978-3-7022-4065-3



[www.tyrolia-verlag.at](http://www.tyrolia-verlag.at)